

Ausflug nach Tripolis : Bilder aus Nordafrika

Autor(en): **Stranik, Erwin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **38 (1934-1935)**

Heft 11

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-667663>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ausflug nach Tripolis.

Bilder aus Nordafrika.

Von Dr. Erwin Stranik.

Als Tripolis, die Stadt, gleich einem Märchen aus weißem Zauberstein, am Horizont erschien und sich zwischen das Pflaumenblau von Himmel und Wasser wie ein schmaler, scharfer Strich einschob, blieb, trotz der frühen Morgenstunde, niemand mehr in den Kabinen; und es hätte nicht mehr des lauten Sirenenrufes der „Arborea“ bedurft, um den Schiffsgästen die Ankunft in Afrika zu verkünden. Lehnten doch alle, Männer und Frauen, bereits an der Reeling, von jener seltsamen Unruhe freudvoll bewegt, die einen immer überfällt, sobald man nach kürzerer oder längerer Seefahrt das erste Mal wieder Land und wenn möglich gar den Boden eines fremden Erdteils erblickt.

Das Handgepäck war rasch fertig, das Frühstück, in Italien ohnedies keine bemerkenswerte Angelegenheit, ebenso schnell genommen. Und dann: Paßkontrolle! Hier ein wenig umständlich, denn die Italiener nehmen es sehr genau mit dem Durchsehen der Ausweispapiere; sie müssen unendlich viele Blankfette ausfüllen, und wer nicht treu und bieder den Namen seines Vaters nennt, kommt nie in jenes Land, wo die Menschen schwarz sind und der Flugsand einem die Augen reizt. Übrigens pflegen die Beamten — sonst voll Liebenswürdigkeit den Fremden gegenüber — bei den Schiffspassagierkontrollen die Gäste aller drei Klassen gemeinsam vorzunehmen und die Italiener des Zwischendecks um vieles rascher abzufertigen als die Reisenden der ersten Klasse. (Man wappne sich also mit Geduld und lasse sich Zeit. Schließlich ist man ja auch schon im Orient. Und dort spielt Zeit keine wesentliche Rolle mehr!)

Einmal aber steht man doch an Land. Fühlt afrikanischen Boden unter seinen Füßen und ist, trotzdem man sich vornahm, alle Gefühlsdüselei überlegen abzutun, doch ein bißchen schummerig. Die ersten Berber und Sudanneger, die Askaris mit ihren hohen Fez und gelben Mänteln wirken wie lebendig gewordene Filmbilder.

So rasch als möglich geht es in die Stadt. Man staunt über die hervorragende Schönheit des neuen Teiles. Auch wenn man vor kurzem erst trunkenen Blicks die Einzigartigkeit der Palmenpromenaden Neapels längs des Meeresstrandes in sich aufnahm, verblaßt das Bild, das Tripolis zu geben hat, nicht. Sein Lungomare

Conte Volpi gehört zu den bezauberndsten Strandpromenaden der Welt. Der mehrfache Palmengürtel, die Blumenbeete dazwischen, die Parkanlagen vor dem blendend sauberen Grand Hotel und dem neuen Palast des Gouverneurs machen tiefsten Eindruck auf uns. Auch das Gebäude der „Bank von Italien“, der Theater- und Tonfilmopalast „Miramare“, das elegante Spielfasino, die Galerie Vittorio Emanuele, die Hauptpost, die in reinstem romanischem Stil erbaute Kathedrale (Sitz des katholischen Erzbischofs von Lybien) mit dem freistehenden Campanile, — alles sieht wie eben erst geworden aus, hervorgeholt aus einer riesigen Spielzeugschachtel, so, als ob es gestern noch nicht dagewesen wäre (und ist wohl auch nicht viel älter, denn wenn Tripolis nominell von den Italienern auch bereits 1911 in Besitz genommen worden war, so begann seine tatsächliche Eroberung, Beherrschung und sein planmäßiger Neuaufbau erst unter dem faschistischen Regime ab 1920).

Die Altstadt wieder, die Medina der Araber, vom neuen Stadtteil durch Zitadelle und Stadtmauer getrennt, hat noch ihr altes, orientalisches Gepräge erhalten, blieb beinahe völlig unberührt vom Einfluß der Europäer. Nicht nur das Völkergemisch setzt in Erstaunen, dem man hier begegnet und das in ganz Afrika nur noch in Ägypten in gleicher Buntheit anzutreffen möglich ist. Da sitzen auf den Stufen der Moscheen die hellbraunen, langschädelligen und unergründlichen Berber, in den Suks aber, den schmalen Geschäftsstraßen, die nur des Tags über bewohnt sind, bei Einbruch der Dunkelheit jedoch geräumt werden müssen, bieten wohlbeleibte Türken die verschiedensten Waren an. Neben einheimischen Teppichen und Geweben findet man sonderbarerweise viele chinesische Gegenstände: Kimonos, Harakiri-Dolche, Lampen und Schmuckgegenstände, dazwischen überall behäbige Buddhas und Nachbildungen jener berühmten javanischen Skulptur von den drei Affen, deren erster sich die Augen zuhält, deren zweiter seinen Mund verschließt, deren dritter die Ohren verstopft. Nichts sehen, nichts reden, nichts hören — ist die Mahnung, wenn man glücklich durchs Leben gehen will. Aber auch europäischen Kram findet man in reicher Fülle. Alles, was die Fabriken im Norden nicht mehr



Straßenbild aus Tripolis.

verkaufen können, das wollen sie den primitiven Südländern um teures Geld anhängen. Und in einem Gewürz- und Gemüseladen erstehe ich nach langem Feilschen Schallplatten mit echt tripolitanischen Volksliedern.

In der Hara wieder wohnen gegen fünftausend Juden, ihr Ghetto ist voller Winkel, düster in seiner Unsauberkeit und zeugt von jenem namenlosen Elend, das dieser Rasse immer dort anhaftet, wo sie sich noch nicht in den Besitz der Macht zu setzen vermochte. Aber in der Sciara Hara Kebira arbeiten die Gold- und Silberschmiede, vor ihren Auslagen, die eigentlich nur Gewölbeöffnungen sind, stehen dunkelhäutige Sudanneger mit großen, runden Kinderaugen, maßlos staunend über all den Glanz und Prunk, den es hier für die Reichen, doch niemals für sie gibt. Und aus einem kleinen, düsteren Café hört man eine schrille, singende Stimme. Es ist ein echt arabisches Lied, das hier ein — Gramophon zum besten gibt. Die Männer sitzen auf Matten rings um den Apparat, hören mit andächtigen Mienen die ihnen vertrauten Worte und rauchen gelassen die Wasserpfeife. Plötzlich ertönt vom Minarett der Karamanli-Moschee

der Ruf des Muezzin. Es ist der Ruf zum Gebet, alle Arbeit wird unterbrochen, alle Beschaulichkeit hört auf. Die frommen Moslim breiten ihre Gebetssteppiche auf, wenden ihr Gesicht nach dem Osten Mekka zu und zollen durch Absprechung einiger Suren des Korans Allah und Mohammed, seinem Propheten, ihre Verehrung und Anbetung.

Szenen aus dem heiligen Lande werden hier lebendig. Wenn am Abend die Lämmerherden von den Weiden heimkehren, die starken, reichwolligen braunen und weißen Tiere über die Straßen springen, dann erscheint hinter ihnen, vom Kopf bis zu den Beinen in weißes Linnen gehüllt, der dunkle Treiber und weist ihnen mit einem mächtigen Palmzweig seinen Weg. Oder: wenn plötzlich, nachdem eben ein paar Autos vorüberflogten und Einspänner mit geschmückten Pferden Fremde zur Porta Gargaresch führten, aus einer der Nebengassen gravitätisch ausschreitend und unberührt vom Zug der Zeit — ein Kamel tritt, langsam Fuß vor Fuß setzt, den Kopf geradeaus gerichtet, nicht nach rechts, nicht nach links blickend. Das große Tier läßt sich von einem kleinen Jungen mühe-

los lenken. Auf Eseln aber reiten die Berber von der Stadt heim in ihre Dafen. Mitleid mit dem Tier kennt man hier noch nicht. Die grauen Langohren sind über und über mit Säcken und Körben bepackt, die Menschen sitzen auf ihnen in orientalischer Art, indem sie beide Beine nach einer Seite herabhängen lassen. Gleichmütig traben die Eselchen dahin, mager und abgeschunden, nur selten läßt eines seine Stimme ertönen, aber dann klingt das Heulen und Röhren markerschütternd in unsere Ohren, und es ist, als ob sich in eines einzigen Esels Wehruf das jahrtausendealte Leid seiner ganzen geplagten Rasse gesammelt hätte.

Am Rande der Stadt, dort, wo der Weg bereits hinaus in die üppige Fruchtbarkeit jenes Dafengürtels führt, der sich zwischen Küste und Sanddünen des Gebelvorlandes breitet, hat Italien eine ständige Mustermesse geschaffen, in der Jahr um Jahr im Frühling den innerafrikanischen Völkerschaften nicht nur die Bedeutung des kolonisierenden Landes, sondern auch der Nutzen der einzelnen Kolonisationsgeräte vorgeführt werden sollen. Mit vieler

Mühe wurden an Hand von Modellanlagen die moderne Bewässerung durch Windmühlbrunnen an Stelle der alten Schöpfbrunnen, die zweckmäßige Anlage von Jungkulturen durch Aufwerfung von Lehmämmen und richtiger Bepflanzung des bisher unfruchtbaren Bodens aufgezeigt. Den Europäern aber, die Tripolis besuchen, vermittelt die Messe einen günstigen Einblick in die Landeserzeugnisse der Kolonien Eritrea, Somaliland, der Cyrenaika und des ganzen libyschen Gebietes.

Niemand, der auch nur für wenige Tage nach Tripolitarien kommt, wird sich des Eindrucks seiner Hauptstadt entziehen. Und wenn man das Glück und die Möglichkeit hat, sie nicht als Endpunkt einer Reise zu betrachten, sondern erst als Ausfallstor zu weiteren Unternehmungen in die Dafen, in die Gefara und bis in das Hochland des Gebel, dann vermag Tripolis eine solche Fülle von Erlebnissen zu vermitteln, daß die Erinnerung an dieses Land und seine Menschen nicht mehr aus unserem Gedächtnis zu bannen ist.

Der Lenz geht um.

Ich sag' euch was: der Lenz geht um,
Nehmt euch in acht, ihr Leute,
Er ist so heimlich, still und stumm,
Als ging' er aus auf Beute.
Seid nur behutsam, wo ihr steht,
Und blickt umher ein Weilchen,
Denn plötzlich, eh' ihr euch's verseht,
Schießt auf ein keckes Weilchen!
Oh, traut jetzt keinem alten Baum,
Weit eher noch den jungen,
Denn eine Knospe, wenn ihr's kaum
Noch ahnt, ist aufgesprungen!

Wer träumend wandelt durch ein Tal,
Der möge sich besinnen:
Die Lerche kann mit einem Mal
Ihr schmetternd Lied beginnen!
Auch müßt ihr mit Behutsamkeit
Ins Aug der Mädchen schauen;
Gefährlich sind in dieser Zeit
Die schwarzen wie die blauen!
Ich sag' euch was: Die Lieb' geht um,
Nehmt euch in acht, ihr Leute,
Sie ist so heimlich, still und stumm,
Und sie geht aus auf Beute!

Emil Kuh.

Der Jungferabraub.*

Eine Fastnachtsgeschichte von Meinrad Dienert.

Nachdruck verboten!

Es war ein sonniger Wintertag.

Mit hellen Augen schaute das Gadenhaus, das einsam auf der schmalen Firn der Hirzegg stand, über das unterhalb des Höhenrückens sich ins Unendliche verlierende Nebelmeer. Rings um das Gehöft war es sonntäglich still; nur

vom breiten Schindeldache kam der Schrei eines hungerigen Raben und vor dem Hause war das einschläfernde Rieseln des halbwegs vereisten Brunnens. Aber mitten in der niedern getäfelten Stube des Hirzegghauses stand der kleine Tureli in seinem weißen Hirtenhemd. Zu fürchterlichen Grimassen verzog und verzerrte er sein Gesicht, um die alte zerbeulte Blechhaube etwas zu lüften. Die Großmutter hatte sie ihm gar zu fest über den Kopf gezogen, als sie die verweh-

* Mit freundlicher Genehmigung des Verlags Huber u. Co., Frauenfeld, dem Bande „Bergdorfsgeschichten“ entnommen.